

ILLUSTRATIONEN

Illustrierte Deutsche Schülerzeitung



Dezember

Weihnachten 1940

Nr. 3/1940

Was weißt du von Griechenland?

Englands neues Opfer

Wer mit England geht, geht in den sicheren Abgrund. Diese Erkenntnis ist nun wohl schon Allgemeingut vieler europäischer Staaten. Und dennoch hat Griechenland sein Schicksal an das des britischen Empires gebunden. Es hat nichts gelernt aus dem Geschehen der vergangenen Jahre. Wochen und Tage. Das Schicksal Westindiens, der Tschechoslowakei, Rumaniens und Albanien haben ihm ebensowenig die Augen geöffnet, wie der Zusammenbruch jener Staaten, die bereit waren, für England Eidbner zu sein. Polen, Norwegen, die Niederlande, Belgien und Rumänien, ganz abgesehen von Frankreich, haben starke Einbußen durch Englands Schuld erlitten. Wo hat Griechenland seine Augen gehabt? Warum hat es sich in das Schlepptau Englands begeben? Warum?

Kurzschichtiges Griechenland

Jetzt spielen die Griechen für den Kriegstreiber Churchill dieselbe Rolle wie jene schwer erschütterten Staaten. Jetzt müssen Griechenlands Männer und Jünglinge zum Waffengang antreten und müssen nicht nur. Schuld daran tragen die verantwortlichen Männer der Regierung. Sie haben gutgemeinte Mahnungen und Warnungen in den Wind geschlagen. Sie gingen, die Sicherheit ihres Volkes missachtend, den Weg, den England ihnen wies. Mit lebenden Augen gingen sie in den Krieg hinein als Englands neuestes Opfer.

Sie vergaßen, daß England das griechische Volk schon 1917, damals noch gegen seinen Willen, in den Weltkrieg hineinzog. Sie vergaßen, daß England sie zur Kriegserklärung zwang, und daß das griechische Volk schwere Opfer an Blut und Gut auf sich nehmen mußte. Sie vergaßen auch, daß Griechenland im Jahre 1920 von den Engländern zum Krieg gegen die Türken aufgepuscht wurde. Es mußte kämpfen, bluten und wurde von dem durch die kemalistische Regierung neuerstarrten Türkentum schwer geschlagen. Der Bundesgenosse England aber hielt sein Versprechen nicht. Er schloß auch nicht einen einzigen Soldaten zu Griechenlands Beistand ein. Nein, das tat England nicht. Es sicherte nur seinen Besitz der Meerengen. Dafür durfte Griechenland bluten. Die Ereignisse des Jahres 1920 hätten den Griechen die Augen öffnen müssen. Wer so betrogen wird, der muß einen Schlussstrich ziehen zwischen sich und dem ehemaligen Bundesgenossen, Griechenland, zog diesen Strich nicht.

Im englischen Fahrwasser

Griechenland lernte weder aus seiner eigenen Vergangenheit noch von den Ereignissen der letzten Jahre, daß die Briten ihre Bundesgenossen immer nur als Schlachtopfer auf dem Altar englischer Herrschaft einsetzten. Es darf nicht vergessen werden, daß Griechenland während des Weltkrieges ein Abkommen mit England schloß, wonach es den Briten seine Häfen für den Fall eines Mittelmeerkrieges zur Verfügung stellen wollte. Wenn ihre auch die Mittelmeerküste im Atlas betrachtete, so merdet ihr bald

erkennen können, von welcher unschätzbaren Bedeutung diese Maßnahme für England gewesen wäre. Der griechische Hof, verwandtschaftlich mit den Briten verwandt, geriet völlig in das englische Fahrwasser. Italien liegte im Abseits. Griechenland aber blieb blind und folgte weiterhin den englischen Einfällen.

Im März 1939 verkündete London in aller Öffentlichkeit die Eintretung der Achsenmächte. Griechenland nahm eine englische Garantieerklärung an und bekannte sich damit zu den westlichen Kriegstreibern.

Letzte Warnung

Im Juni 1940 erklärte Italien für den Duce seinen Kriegseintritt. Der Duce wandte sich damals in seiner Rede auch an Griechenland und betonte, daß Italien weder griechisches Land noch die griechische Selbständigkeit bedrohe. Dafür verlangte er von den Griechen die Einhaltung völliger Neutralität. Die Regierung in Athen mißachtete die Worte des großen Italieners. Sie hörte weder die für Griechenland so bedeutsame Zusage wie die letzte Warnung im anderen Falle heraus.

Griechenland glaubte den englischen Beistandsversprechungen. Es beschritt denselben Weg wie Polen, Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich. Es griff zu denselben dümmen Mitteln und mußte dafür zur Rechenschaft gezogen werden. Nicht umsonst forderte Griechenland das schützende Italien heraus, nicht umsonst unterbrachte es die albanischen Hinterbeinen, nicht umsonst unterstützte es die englische Kriegführung im Mittelmeer. Dem mußte ein Ende gemacht werden.

Es ist verständlich, daß Italien diese griechische Haltung nicht länger mit ansehen konnte. Griechenlands feindliche Haltung verjüngte sich von Tag zu Tag. Ja, es war ein offenes Geheimnis, daß England die griechischen Inseln als Ausgangspunkt seiner Mittelmeerunternehmungen betrachtete. Englische Zeitungen, wie z. B. die „Times“, sagten runderaus: Diesmal muß Großbritannien den Achsenmächten zuvorkommen. Griechenland muß in englische Obhut kommen.

Schon trafen die Briten alle Vorbereitungen.

Italien schlug zu

Die Londoner Zeitung „Daily Telegraph“ gab offen zu, daß von den englischen und griechischen Admirälen gemeinsame Pläne ausgearbeitet worden seien. Mehr als einmal wies Italien die griechische Regierung auf diese unhaltbaren Zustände hin. Aber Griechenland wollte oder durfte nichts hören.

So blieb dem fahrlässigen Italien nur ein Weg offen. Es stellte bestellte Forderungen an Athen, die von Griechenland weder zeitlich eingehalten noch angenommen wurden. Da schlug Italien zu. Der italienische Wehrmachtsbericht vom 28. Oktober meldete, daß die in Albanien stehenden Truppen beim Morgenrauschen die griechische Grenze überschritten und in unaussprechlichem Bormarsch in das feindliche Gebiet eindringen.



Die Hauptstadt Griechenlands, Athen von heute



Athen — Eingang zum Stadion, im Hintergrund die Akropolis

Griechenland hat damit den Weg aller Bundesgenossen Englands gewält. Es hat die letzte Warnung und das letzte Angebot, das ihm völlige Neutralität gesichert hätte, überhört und muß nun die Folgen seiner verantwortungslosen Politik tragen. So ist Griechenland das neueste Opfer der Briten geworden. Es rächt sich jetzt, daß die Griechen der verlogenen Propaganda der britischen Plutokratie Gehör schenkten. Jetzt ist es zu spät. — Was hilft ihnen nun schon die Botschaft, die der König von England an den griechischen König schickte. Er teilte ihm darin mit, daß England an der Seite Griechenlands stehe. Auch der Kriegsheer Churchill sandte ein Telegramm, in dem er ebenfalls versicherte: Wir werden Ihnen alle Hilfe geben, die in unserer Macht steht. So ähnlich lautete auch sein Versprechen an die Polen, so oder ähnlich sahen auch die Zusagen an Holland, Belgien und Frankreich aus. Armes Griechenland! Durch die Unfähigkeit deiner Regierung wirst du das neue Opfer Englands.

Englands Hilfe

Der versprochene Beistand sieht aber, nüchtern betrachtet, recht mäßig aus. Er begann mit der rein propagandistischen Unterstützung. Mit falschen Meldungen über englische Truppenlandungen auf Korfu, Patros usw. glaubten die Briten ihrem neuesten Opfer beste Hilfe zu leisten. Griechenland mußte schon in den ersten Tagen Niederlage auf Niederlage einstecken, die es, wie kein großer Bundesgenosse Englands, mit "strategischem Rückzug nach festgelegten Plänen" begründete. England ist gar nicht in der Lage, den Griechen zu helfen, es hat genug mit sich selbst zu tun. Ja, es beirgt schon wieder seinen Bundesgenossen. Es stellte Truppen aus Auslandsgriechen zusammen und jetzt zieht nicht etwa in Griechenland, sondern auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz ein. Dort können sie für Englands Gelüste verbluten. Der Kriegsoberbefehlsh. Nr. 1, Winston Churchill, hat in seiner letzten Unterhauserede angedeutet, daß Griechenland auf eine wertvolle Hilfe Englands nicht rechnen könne. Noch deutlicher wurde die „Sunday Times“. Sie schrieb wörtlich: „Unzweifelhaft befindet sich das britische Oberkommando im Mittelmeer in schwerer Verlegenheit. Wenn es Griechenland unterstützt, läuft es Gefahr, Ägypten zu verlieren. Der Zusammenbruch Griechenlands aber wäre ein nicht wieder gutzumachender Schlag für das englische Prestige.“ Das ist die typische britische Hilfe. Aber Griechenland wollte es ja nicht anders, und wer nicht hören will, muß fühlen.



Griechische Soldaten



Was wissen wir von Griechenland?

In erster Linie möchten wir natürlich über die Wehrkraft Griechenlands Bescheid wissen. Dazu ist zu sagen: Das griechische Heer besteht in Friedenszeiten aus etwa 85 000 Mann, es verfügt außerdem über etwa eine halbe Million ausgebildeter Reservisten. In Griechenland besteht die Allgemeine Wehrpflicht, die die Männer vom 21. bis 50. Lebensjahr umfaßt. Die Bewaffnung des Heeres ist mangelhaft. Die Ausrüstung ist völlig vom Ausland abhängig. Das ist für den Krieg denkbar ungünstig.

Die Luftwaffe besitzt schätzungsweise ein paar hundert (150 bis 300) veraltete Flugzeuge. Die Flotte umfaßt einen altersschwachen Panzerkreuzer, zehn Zerstörer, dreizehn Torpedoboote, sechs U-Boote und eine Reihe von Hilfsfahrzeugen.

Wenn auch in jedem Krieg der Mensch und Soldat der ausschlaggebende Teil ist, so macht eine derartig schlechte Ausrüstung auch den Einsatz der besten Soldaten sinnlos. Griechenlands einziger Stützpunkt ist sein für die Verteidigung des Landes günstiger Reichtum an Gebirgen und seine Armut an Straßen. Aber das wird für die Wehrmacht Italiens kein ernsthafter Gegner sein. Diese Schwierigkeiten werden sicher überwunden. Der Sieg Italiens ist unabweisbar.

Somit ist über Griechenland zu sagen: Das Königreich hat einen Umfang von 130 000 Quadratkilometer und rund 4,5 Millionen Einwohner. Das Land ist seit dem Altertum wichtig als Brücke zwischen Asien und Europa. Die Bevölkerung beschäftigt sich in der Hauptsache mit der Landwirtschaft (Getreidebau, Weinbau, Obstbau, Schaf- und Ziegenzucht). Die landwirtschaftlichen Ertragnisse reichen jedoch zur Ernährung der Bevölkerung nicht aus, daher ist der Handel, zu dem die Lage wie der Charakter der Bevölkerung hinweisen, von lebenswichtiger Bedeutung.

Zum Schluß sei noch Griechenlands Geschichte kurz aufgezeigt. Griechenland wurde im Jahre 146 vor unserer Zeitrechnung unter dem Namen „Majoa“ römische Provinz. Bei der Teilung des Reiches kam es 395 an Ostrom. Im Mittelalter war es nördlichgehend ein Teil des lateinischen Kaiserreichs im Osten und des großen Venezianerreiches. Später (1461) und in den darauffolgenden Jahrhunderten eroberten die Türken das Land für sich. Erst 1829 wurde Griechenland durch einen siegreichen Aufstand wieder selbständiger Staat. 1832 wurde es Monarchie. Als der Weltkrieg ausbrach, verhielt es sich neutral. Seine Neutralität wurde aber von England und Frankreich nicht geschützt, sondern gebrochen. Die Truppen der Entente besetzten Saloniki. Die Verluste Griechenlands, nach dem Weltkriege neue Bedrohen in Kleinasien zu erlangen, scheiterten. Als Folge auf diese erfolglosen Versuche brachen Unruhen im Innern des Landes aus. 1924 wurde Griechenland Republik. Erst ein Jahr später, 1935, kehrte Georg II. aus London als König zurück. Unter seiner Führung trieb Griechenland in den Krieg Englands gegen die Achsenmächte hinein. Griechenlands Ministerpräsident sah „mit voller Zuversicht zu dem großen, heldenhaften alliierten Land“ auf und sagte aus: „England hat keinen würdigeren Führer als Sie!“ Das ist das Beten Griechenlands, das jetzt seinem gerechten Schicksal entgegengeht. —

Was wir erlebten

Unsere Leser berichten für ihre Freunde Geschichten

Mein Schwager in Frankreich

Mein Schwager ist schon über ein Jahr Soldat. Er hat den Krieg in Frankreich mitgemacht. Meine Eltern und wir Geschwister warten jeden Tag auf Post. Aber wir mussten lange warten. Doch endlich kam ein Feldpostbrief. Wir freuten uns sehr. Mein Schwager lag in den Ardennen-Wäldern. Er schrieb, dass sich die Kolonialtruppen in den Wäldern festgesetzt hätten. Sie saßen mit Maschinengewehren auf den Bäumen und wären von unten kaum zu sehen. Dadurch ist mancher deutsche Soldat ums Leben gekommen. Doch alle deutschen Soldaten haben sich tapfer gehalten und die Wälder von den Schwarzen gesäubert. Später hat mein Schwager noch in den Argonnen-Wäldern gekämpft. Als der Krieg mit Frankreich zu Ende war, kam er in Urlaub. Er hat uns sehr viel erzählt. Seine kleine Tochter freute sich sehr, dass sie ihren Vater wiederhatte. Doch es war schade, dass er wieder weg musste, denn ich hörte gerne die vielen Geschichten, die er erzählte. Ob er wohl zu Weihnachten kommt?

Margarete Kötter.

Wir sammelten Heilkräuter

Wir bekamen Ferien. Die Lehrerin gab uns den Auftrag, bis zum Schulanfang Haselnußblätter zu sammeln und zu trocknen. Als der erste Schultag heranrückte, waren meine Blätter längst trocken. Ich stopfte sie in einen Sack und nahm sie mit in die Schule. Dort leerten wir die Körbe und die Säcke aus. Es gab vier große Säcke voll mit dem Gewicht von 10½ Kilogramm.

Am anderen Tag war Regenwetter. Als die Lehrerin den Auftrag stellte, die Haselnußblätter nach Gomaringen in die Schule zu bringen, meldeten sich Willi, Karl, Waldemar und ich. Nach der Schule holten wir zwei Wägelchen und ein paar Säcke und Körbe zum Zubeden. Dann luden wir auf und deckten die Haselnußblätter fest zu, dass sie nicht naß würden. Nun konnte es losgehen. Die Fahrt im Regen verlief auf der Hinfahrt gut. In Gomaringen kamen die Schulkinder

schon von der Schule heim. Da kamen wir also schon zu spät. Der Lehrer war nicht mehr da. Wir stellten unsere Wagen unter ein Verdach, ließen den Waldemar als Wache zurück und suchten die Lehrervorhalle. Der Lehrer sagte, wir sollten unsere Säcke in die Schule stellen. Da gingen wir eben den gleichen Weg zurück, deckten die Haselnußblätter ab und legten sie auf ein paar Schulbänke. Für den Heimweg hatten wir die Wahl zwischen einem steilen Treppenweg und einer langen Fahrstraße. Wir entschieden uns für den Treppenweg. Einer ging an die Deichsel, einer hängte sich hinten an den Wagen, und so kamen wir gut unten an und machten uns gleich auf den Heimweg. Wir kamen recht naß, aber ohne Unfall, heim. So hatten wir einmal wieder unser Teil geschafft.

Hubert Holzer.

Ein Soldat erzählt in der Schule

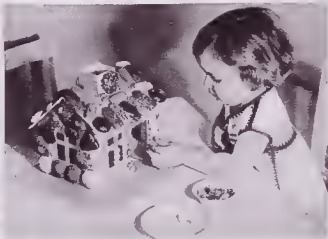
Im Mai hatte unser kleines Dörfchen Einquartierung. Nach ihrem Abmarsch wanderten von unseren Schulklassen Briefe, Aufsätze, Photographien, Gedichte, Zeichnungen und Päckchen an den Pionierzug. Viele Feldpostbriefe mit Kriegserlebnissen aus Frankreich bekam die einklassige Volksschule. Anfangs September stattete einer unserer Pioniere unserer Schule einen Besuch ab. Er erzählte, dass sein Zug im Juni beim Übergang über den Aisnekanal eingesetzt war. Zuerst mußten sie deutsche Infanterie in Schlauchbooten über den Kanal bringen, dann wurde Munition und anderes Gerät über den Kanal geschafft.

An der anderen Seite des Kanals bekamen sie von den französischen Baumstüßen Feuer. Gegen Abend verschanzten sie sich hinter einem Waldbügel. Am nächsten Tag hatten sie den Befehl, eine Brücke zum Übergang deutscher Artillerie zu bauen. Die Pioniere machten sich an die Arbeit und nahmen dabei französische Baumstüßen gefangen, die ihnen dann die Brücke vollends bauen halfen. Einen Tag später fuhr schon deutsche Artillerie über ihre neugebaute Brücke. Wir Schüler würden uns freuen, wenn wir recht oft so braven Besuch bekämen.

Liselotte Hoch.



Der Koblenisch



Das Pfefferkuchenhäus

Weihnachtslicht ruft

Von Heinrich Hansen

Der Weihnachtsabend wird in Nordfriesland ganz besonders stimmungsvoll gefeiert. So war die Feier vor und nach der Einführung des Christentums stets gleich. Nicht allein, daß lange Wochen vorher sich alles auf diesen Tag vorbereitete, auch nicht, daß Lammengeruch und der Duft gebatener Äpfel Feierstimmung für die Jugend zaubert, nein, das ist es alles nicht, was diesen Abend auszeichnet. Es ist vielmehr der Schenken vieler freierwilliger Eltern und Kinder, Mütter und Frauen viele Wochen vor dem Fest hinaus auf das weite Meer: Sie leihen mohtes Geflügel in dem einen Geselnt, Vater, Mann oder den Bruder am Abend des Festes gefund unter sich zu haben. Wie oft habe ich als Kind erlebt, daß noch am Morgen des 24. Dezember, während Graupelschnee vom Himmel rieselte, langsam ein Schiff in den Hafen lief und noch wenige Minuten nach dem Entzünden des Baumes einer — den Geselnt auf die Schulter gemalen — vom Anthonhof her schwer zu einem Fischerbause schiff. Wenn der Baum am Abend dann entzündet wurde, stellte man ihn in den Hauptz, wo die Sehnücht zu Gast war, stets so, daß kein Schein durch die kleinen Fenster weit übers Meer hinaus. Das Licht sagte den Menschen im Dorfe: „Der Gert oder der Jan oder sonst noch irgend jemand ist nicht daheim zum Fest, damit ihr es wißt!“ Und die den Schein auf See sahen und selber nicht heim kommen, waren wohl durch dies traurige Licht ein wenig getröstet. „Ihr seid nicht allein hier draußen“, so meldete es ihnen, „sondern aus diesem Haus schaut auch ein Junge noch durch die Weihnachtskerzen zum Hofen zu!“ Ich habe es aber mir, wie gesagt, selten erlebt, daß jemand, durch den Schein solchen Lichtes gerufen, doch noch rechtzeitig zum Fest kam. Trotzdem fanden die Bäume immer wieder Jahr für Jahr an den Fenstern und vielen.

Ich bin oft — die Hand in die des Vaters gelegt —, wenn die Kerzen schon entzündet waren in den Säulern, durch unser Dorf geschritten. „Wir wollen ein wenig Weihnachtslicht atmen“, so sagte Vater dann wohl, wenn wir fortgingen. Und wenn wir heimkamen: „So, nun ist auch das Fest für dich da, mein Junge!“ So schritt ich auch einmal wieder an seiner Seite — es war um die Jahrhundertwende — durch die stille Nacht. Wir waren an manchem beleuchteten Fenster vorbeigekommen, hatten den herben Lammenduft gespürt und das Singen der Weihnachtslieder vernommen. Ich mochte damals sicher sehr stark heimwärts gedrängt haben, heim zu dem Gabentisch, der für mich nun wohl schon fertig von der Mutter bereitet war. Aber da trat nach plötzlich aus dem Dunkel der stillen Nacht ein Mann auf uns zu. Ich glaube, ich noch heute vor mir zu sehen: die Schiffermütze mit Schnee bedeckt, den hochgeschlagenen Jadenstrang zerissen. So glaubte ich ihn mit heute noch vorstellen zu können. Er sprach meinen Vater an. Was er sagte, weiß ich nicht mehr; nur daß die Hand des Vaters mich plötzlich losließ und sich schwer auf die Schulter des Mannes legte. Ja, das weiß ich noch genau. Dann war es eine Weile ganz still. Der Vater schlang dann den Arm um den Mann und führte ihn heim in unser Elternhaus. Erst im Licht sah ich dem Fremden ins Gesicht. Es schien mir, als ob er irgendwie ähnliche Züge des Vaters trüge. Ich habe ihn deshalb „Onkel“ genannt, wie wir ja alle fremden Männer daheim Onkel nannten. Den ganzen Abend lag er still bei uns am Tisch und sah nur auf den Kerzenschein. Und als dieser verlöschen war, gingen der Fremde und mein Vater nach draußen. Vater kam dann bald still allein zu uns zurück. Meine Mutter meinte ein wenig, nahm mich in ihren Arm und sagte leise: „Möge es dir im Leben niemals so ergehen wie dem Onkel Thomas!“ Erst viel später habe ich dann erfahren, wer in dieser Nacht bei uns gewesen war. Es war kein Bruder meines Vaters, sondern nur ein entfernter Vetter aus Vaters Sippe. Die große Sehnücht aller Friesen in die Weite hatte ihn vor Jahren, so hörte ich, nach draußen getrieben. Sechs Jahre hatte seine Mutter um ihn gebangt. Diese sechs langen Jahre der Not, des Kammers hatten ihn das Herz gebrochen. Der Mann hatte nichts erreicht in der weiten Welt, sondern war — so sagte man bei uns — „unter die Räder gekommen“. Kaum, daß er noch seinen ehelichen Namen und den zerissenen Rod mit heimbringen konnte. Er hatte sich seine Heimkehr anders gedacht. Doch die große Sehnücht war stärker als alles gewesen um die Weihnachtszeit. Auf eine kleine Kiste vor der Kiste war er glücklich. Dort wollte er noch einmal eine Weihnachtsfeier haben, von dort auf das Fenster der Mutter schauen, das ja an diesem Abend erleuchtet sein mußte. Die Dämmerung war gekommen. Es war Abend geworden. Das Licht war nicht

entzündet. Da war der Mann über den winzigen Steinweg, zum Teil durch das eiskalte Wasser wadend, zum Festland gegangen. Und als er vor dem Hause stand und ins Fenster schaute, drang Linderlachen aus dem Zimmer zu ihm her. Dann hörte er eine zarte Frauenstimme und die eines Mannes. Die Stimme der Mutter hörte er nicht. So hatten wir ihn auf der Straße getroffen — mein Vater und ich. Als ein Einjammer und Rubelsofer war er auch von uns fortgegangen am Abend des Lichtes. Die Heimat rief ihn nicht mehr.

Dreizehn Jahre später feierte ich mit meinen Seidanten draußen an der Front das Weihnachtsfest. Meine Gedanken gingen oft zurück in unser stilles Dorf in Friesland. Als ich spater in der Nacht durch die Unterlichter schritt — die Kerzen an den Bäumen in den Quartieren waren schon erloschen —, fand plötzlich ein Landwehrmann vor mir. Wir stiegen. Er sah mich lange an, und auch in mir kam eine Erinnerung auf, die irgendwo zur feierlichen Stunde eine Stille haben mußte. Sie fand sich in jenem Weihnachtsabend, von dem ich vorher berichtet habe. Es war dasselbe Gesicht, das ich damals im Kerzenschein im Hause meiner Eltern gesehen hatte. Etwas älter war heute und frei von der Zerkissenheit von damals. Wir sprachen lange miteinander, der Mann, der unserer Sippe angehörte, und ich. Er erzählte mir von seinem Leben. Noch in derselben Weihnachtsnacht, als er uns verlassen hatte, war er an das Grab der Mutter gegangen, dann einen neuen Weg, der ihn zum Erfolg und wohl auch zum Frieden geführt hatte. Er wohnte nun in Berlin und hatte ein großes Geschäft, eine liebe Frau, gesunde Kinder. Aber stets, so erzählte er mir, wenn die Kerzen an den Bäumen entzündet würden, müsse er an jenen Abend denken, da er von der Hölle hinaus aufs Festland geschaut und den Kerzenschein aus dem Zimmer der Mutter erblickt hatte. Ja, das war nun schon lange her. Lange standen wir so beisammen und sprachen miteinander. Und als ich dann durch den tiefen Schnee unter dem leuchtenden Sternenhimmel hindurch in mein Quartier schritt, war es mir, als sei durch diesen Mann ein Stückchen Heimat in meinen Unterland nach Friesland getragen. Und es war mir auch, als habe meine Mutter heute am unvorhergesehenen Fenster gestanden und den Lichtschein hinausgeschickt zu ihrem Sohn bis hierher.



Kaisers Geburtstag!
Das Bild zeigt im Dezember hühner, kleine geschätzte Figuren her- aus. Jeder wird noch einmal so gern spenden. Jeder hilft dem Kaiser.

Die beiden Weihnachtsbäume

Ein Märchen von Dr. Karl Hey

Am Süßhang des Breitenberges liegt eine Fichten-Schonung, nicht sonderlich groß, aber es wachsen dort die schönsten Weihnachtsbäume. Jedes Jahr um die Weihnachtszeit erscheint der Förster dort und hält Welterung ab unter seinen Bäumen, und die am schönsten und gerodeten gewachsen sind, läßt er umschlagen und nach der Stadt schicken, damit sie den Menschen zum Christfest im Glanze der besten Freude und Festlichkeit ins Haus bringen.

Unter all den Fichten der ganzen Schonung steht eine Tanne. Sie ist sonst und schlant gewachsen und überragt weit alle Fichtenkinder um sich herum, auf die sie stolz hinabblitzet. Sonderlich beliebt ist sie nicht in ihrer Umgebung, denn sie beansprucht immer das meiste Licht und die schönste Sonne für sich. Den kleinen Fichten in ihrer Nähe laugt sie mit ihren Wurzeln soviel Nahrung und Fruchtigkeit weg, als sie irgend kann.

Aber das ist es nicht allein, was die Fichten gegen die Tanne aufgebracht hat, daß sie mehr für sich beansprucht, als jede Fichte zum Leben braucht. Sie sind daran gewöhnt, daß der Stärke auch das meiste Recht zum Leben hat und die Schwächlinge kümmern und eingehen. Nein, was sie am meisten an der Tanne ärgert, ist ihre stolze Art und ihr Hochmut, mit dem sie auf die kleinen Fichten hinabblitzt. Darum gannen sie es ihr auch, daß der Förster sie bisher nicht als Weihnachtsbaum ausgewählt hat, während von den unscheinbaren Fichten schon viele hinausgewandert sind aus dem stillen Walde, weit fort in das tiefe Tal zu den Häusern der Menschen.

Obwohl keine der Schneitern jemals in den Wald zurückkehrte, um von ihren Erlebnissen zu erzählen, so glauben doch alle, daß dort unten im Tal der Menschen eine Wild- und Frohstimmung herrscht. Auch ein wenig Reuegier ist dabei, wenn sich die Fichten danach sehnen, als Weihnachtsbaum ausgewählt zu werden. Was würden sie dort alles erleben in dem fremden Tal, das sie von ihrer Höhe herab so schön und friedlich blickend sehen? Dann könnten sie doch einmal alles aus der Höhe befehen, den schönen Fluß, der sich wie ein Silberband durch die Ebene zieht, die Städte und Dörfer mit ihren Häusern und Kirchen, deren Glodentong bis zu ihnen heraufdringt, und die vielen, vielen Menschen, die alle so bunt und lustig gefeiert sind.

Genieß, auch auf ihrem Berge ist es schön, und man hat allerlei Kurzweil. Besonders im Frühjahr, wenn die Vögel von ihrer Südbandreise zurückkommen, kann man viele Neugierigkeiten erleben. Dann gibt es Gesprächsstoff für viele Wochen. Lustig ist es auch im Sommer, wenn der Förster um die Fichten-Schonung herumleicht, in welcher der alte, schlaue Rehbod seinen Stand hat. Wie oft halten sie herzlich gelacht, wenn der geriebene Bursche friedlich unter einer Fichte döste, während der Förster Tag um Tag und Woche um Woche auf ihn aufpafte, ohne ihn auch nur zu Gesicht zu bekommen. Aber auch wegegeten hat ihnen der Bod, wenn er sein Gehörn an ihren Stämmchen legte, daß Rinde und Zweige nur so durch die Luft wirbelten. So manche von ihnen hatte ihr Leben lassen müssen, weil sie das starke Gehörn so verlegt hatte, daß sie verdorren mußte. Trotzdem gewöhnten sie ihm Schutz und Hilfe, aber nicht nur ihm allein, sondern noch vielen anderen Gatt. Da war auch Reineke Fuchs, der in der Schonung seinen Bau hatte. Was gab es da nicht alles zu sehen, wenn die Jungfische vor dem Bau spielten.

Nur mit den Menschen kamen sie herzlich wenig in Berührung. Gerade einmal im Jahre, wenn die Erntedankfest hielt, erschienen sie in größeren Mengen. Dann ging wohl auch dieser oder jener Treiber durch die Schonung und schlug mit dem Knüttel an die Stämmchen. Aber da um diese Zeit meist hoher Schnee lag und die Fichten damit dicht bebogen waren, waren es immer nur wenige Männer, die den Berg durch die Schonung wählten. Die meisten sahen zu, daß sie sich am Rande entlangdrücken konnten.

So verging das Jahr, und es kam die Zeit, wo der Förster erziehen, um Lusteile zu halten unter seinen Fichten. Dann herrschte große Aufregung unter den Bäumen. Wer würde diesmal das Glück haben, die große Reise zu den Menschenkindern anzutreten.

Die stolze Tanne redete ihre Zweige. Der Förster mußte sie doch leben, sie den größten und schönsten von allen Weihnachtsbäumen. Und diesmal sollte es ihr wirklich glücken.

„Die Tanne nehmen wir auch mit“, sagte der Förster zu den Holzschlägern. „Sie ist ohnehin überflüssig, und vielleicht findet sich doch ein Käufer für sie.“

So stolz und beglückt war die Tanne, daß sie kaum merkte, wie die scharfe Art des Holzschlägers in ihr Holz einschneit und sie mit dumpfem Aufschlag zu Boden stürzte. Nun lag sie mit vielen Fichten aufzugesamelter auf einem Wagen und fuhr der Stadt zu, die unten im Tale lag. Das war die erste große Enttäuschung für sie, denn sie hatte sich von der Reise allerlei Unstimmigkeiten versprochen. Nun lag sie zuerst im Wagen, nicht beudet von einem Berg von Fichten, von denen sie sonst fast täglich Abstand gemahrt hatte, und befam rein gar nichts zu sehen.

Der Wagen hielt auf dem Marktplatz der Stadt. Die Fichten wurden abgeladen. Zuletzt nahm man die Tanne heraus. „Welch herrlicher Baum“, sagte der Händler, „der wird ein schönes Stück Geld bringen.“

Das gefiel der Tanne nun wieder recht gut, und ihr ins Warten gedulder Stolz hob sich merklich. Als sie der Händler dann gar vor all den Fichten in ein Holzregal stellte und an einer bevorzugten Stelle seines Standes aufstellte, war sie wieder ganz die alte, hochmütige Tanne. Nun brauchte nur noch der Käufer zu kommen, der sie in sein Heim schaffte. Aber der ließ lange auf sich warten. Schon manchen war der schöne Weihnachtsbaum aufgefallen, aber wenn er nach dem Preise fragte, dann ging er entweder weiter oder kaufte eine von den billigeren Fichten. So war der Weihnachtsfest herangekommen, und von allen seinen Bäumen hatte der Händler nur noch eine kleine Fichte und die stolze Tanne übriggeblieben. Es war just dieselbe kleine Fichte, die auch im Walde neben der Tanne gestanden hatte.

„Nun sind nur wir zwei noch übrig“, sagte schüchtern die kleine Fichte. „Alle meine Schneitern sind schon geholt worden und stehen wohl schon als Weihnachtsbäume in den Häusern der Menschen. Heute ist der heilige Abend, und wenn uns nicht bald jemand holt, dann werden wir von all dem Glanz und der Festlichkeit nichts zu sehen bekommen, sondern als Brennholz in den Ofen wandern.“

Die Tanne antwortete nicht, denn sie ärgerte sich selbst darüber, daß die kleine, unscheinbare Fichte so zu ihr zu reden wagte. Um stillen aber mußte sie ihr doch recht geben. Wie war es nur möglich, daß man gerade sie, den schönsten aller Weihnachtsbäume, verschmäht hatte? Immer und immer hatte sie sich danach gekümmert, einmal im Glanze der Lichter als Weihnachtsbaum zu leuchten, und nun sollte sie so ganz und flüchtig in den Ofen wandern. Nein, das konnte und durfte nicht sein. Sie redete noch einmal ihr Holzgeheiß und breitete die Zweige, gerade als ein junges Menschenkind an ihr vorbeiging. Die beiden blieben stehen und schauten die Tanne an. Dann sprachen sie einige Worte mit dem Händler und drückten ihm einige Geldstücke in die Hand. Bald darauf erschien ein junger Mann, nahm die Tanne auf die Schulter und ging mit ihr davon.

Der Händler schmunzelte, denn er war froh, daß er noch in letzter Stunde die Tanne auf Geld machen konnte. Nun konnte er seinen Kram zusammenpacken und auch an sein Weihnachtsfest denken. Wegen der kleinen Fichte lohnte es sich nicht, noch länger zu warten. Eben wollte er die Fichte zu seinem Handwerkszeug auf den Wagen werfen, da sah er einen Mann neben sich stehen, der nach ein Anliegen zu haben schien. Es war ein älterer, einfach gekleideter Mensch, der sich bedehnten nach dem Preis des Bäumchens erkundigte. Der Händler sah ihn prüfend an, als ob er seine Zahlungsfähigkeit abschätzen wollte. Und da er mit dem Weihnachtsfest durchaus zurücker war, so überließ er dem Käufer die kleine Fichte für wenige Pfennige.

Anzusehen war die Tanne längst an ihrem Bestimmungsort angekommen. Es war ein prächtiges Haus, in das man sie gebracht hatte. Ein Diener hatte sie dem Treppchen abgenommen und sie in ein Zimmer geschafft, das so herrlich eingerichtet war, daß sie kaum zu atmen wagte. Die Teppiche bedeckten den Fußboden, und an den Wänden hingen die schönsten Gemälde. So, hier war sie am rechten Platz und konnte sich in ihrer ganzen Schönheit entfalten.

Der Diener stellte sie in einen schönen verzierten Ständer und stellte sie in einer Ecke des Zimmers auf. Dann holte er viele kleine Kämpfer herbei, die wie Kerzen aussahen, aber aus Glas waren, und befestigte sie auf ihren Zweigen. Alle Kämpfer verband er miteinander durch eine Kette. Dann legte er unendlich viel feingehackte Silberstreifen über ihre Zweige, daß sie ordentlich unter der Last zu tragen hatte.



Freunden auf das Weihnachtsfest

Nach einer Weile erschien der Hausherr und drehte auf dem Tisch, der vor ihr stand, viele schöne Sachen aus. Da waren die herrlichsten Kleider und ein prächtiger Pelz, auch Schmuckstücken aus Gold und mit Edelsteinen besetzt und noch viele andere Dinge, welche die Tanne noch nie gesehen hatte. Er ordnete alles sorgfältig und warf am Schluß noch einen prüfenden Blick auf all die Herrlichkeiten. Nur für die Tanne hatte er kein Auge. Das tat ihr bitter weh, denn sie dünnelte sich in ihrem silbernen Mantel viel schöner als die Geschenke des Gabelnichts, welche vor ihr lagen.

Eine ganze Weile mochte sie schon im dunklen Zimmer gestanden haben, als endlich der Diener erschien und die Vögel, welche um ihre Zweige gelegt war, an der Wand befestigte. Da strahlten mit einem Schlage alle ihre Kerzen auf, und es war ein Glanz und eine Helligkeit um sie, als schiene die Sonne auf ihre verschneiten Zweige dort oben im Bergwald. Dann tat sich die große Flügeltür auf, und herein trat der Hausherr mit seiner Gattin. Er führte die schöne, junge Frau an den Gabelnisch und zeigte ihr die vielen herrlichen Sachen, welche er als Weihnachtsgeschenke für sie aufgebaut hatte. Sie betrachtete alles mit prüfendem Blick, steckte einen funkelnden Ring an ihren Finger und ließ den Edelstein im Lichte der elektrischen Kerzen aufblühen. Noch diesen oder jenen Gegenstand nahm sie in die Hand und strich liebevoll über den tollbaren Pelz, der auf dem Gabelnisch prangte. Darauf reichete sie lächelnd dem Gatten die Hand und drückte einen süßlichen Kuß auf seine Wange. Inzwischen meldete der Diener, daß das Abendbrot bereitstehe, und die beiden verließen das Zimmer, ohne auch nur einmal den strahlenden Tannenbaum angeschaut zu haben. Der Tanne war zumule, als müßte sie ausschreien vor getränktem Stolz, oder da sie das nicht konnte, so lenkte sie nur traurig ihre Zweige. Bald darauf verließte der Diener das Licht, und nun stand sie allein im finsternen Zimmer mit ihrem ganzen Schmutz und mußte durch das Fenster zusehen, wie in anderen Wohnungen fröhliche Menschen um im Lichte glanz strahlende Bäume standen. Auch ein Weihnachtslied drang ganz leise zu ihr:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum...“ sangen die Menschen. Da wünschte sich die Tanne, daß sie noch einmal in ihrem Bergwald stehen möchte und nie die Menschen fernengeliebt hätte.

Auch die kleine Fiedle hatte inzwischen allerhand erlebt. Nach einem langen Weg durch viele Straßen hatte sie ihr neuer Besitzer in ein kleines Häuschen gebracht, das ganz am Rande der großen Stadt lag. In einem einfachen Stübchen fand sie nun in einem schmutzigen Holzstuhl auf dem Tisch, und ihr Besitzer mühte sich, ihr ein festliches Aussehen zu verschaffen. Allerhand Füllter hängte er ihr um, bunte Papierschlängen und süße Zuckertrügel. Apfel und vergoldete Rüsse befestigte er an ihren Zweigen und steckte bunte Lichtchen auf, daß das ganze Bäumchen lustig anzusehen war. Nun war er mit seinem Werk fertig und betrachtete liebevoll den kleinen Baum, den er so prächtig herausgeputzt hatte. Dann ging er an einen Schrank und holte verschiedene Sachen hervor, die er auf den Tisch unter den Baum legte. Ein Päckchen von Holz mit einem kleinen Wagen, ein Püppchen mit einem bunten Kleidchen, ein Paar blinkende Schlittschuhe und auch verschiedene nützliche Sachen für den Haushalt. Dazu Äpfel, Rüsse und Pfefferkuchen und einen Weihnachtsmann aus Schokolade. Noch einmal überlegte er alles mit liebevollem Blick, zündete dann die Lichtlein an und hatte eine kleine Glode herbei, mit der er laut und oernehmlich klingelte.

Da tat sich die Tür auf, und herein stürzten zwei Buben und ein Mädchen, gefolgt von einer blonden Frau, die noch ein kleines Kind auf dem Arm trug. Wie gebannt standen die Kinder vor dem Weihnachtsbaum, und in ihren blanken Augen strahlten all die Lichtlein wieder, welche die kleine Fiedle auf ihren Zweigen trug. War das ein Jubel, als sie die Geschenke entbeden. Die Eltern aber standen lächelnd dabei, und ihre Gesichter offenbarten die Freude, welche ihre Herzen empfanden.

Da mußte die kleine Fiedle, daß man sie nicht nutzlos aus dem einsamen Bergwald herabgeholt hatte, und sie war unendlich froh darüber, daß sie so viel Freude um sich verbreiten konnte.



Die Nationalpolitische Erziehungsanstalt Drankenstein bei Ditz an der Saale

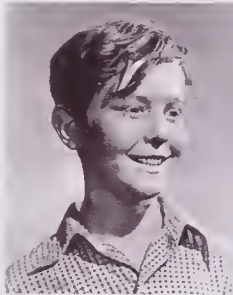
Kopf hoch, Johannes!

Herbert und Guntram gingen bummeln. Ja, so seltsam und vielleicht sogar spießig sah das für euch an, doch mag, sie schlenderten träge und faul durch die Straßen. Hin und wieder blieben sie vor irgendeinem Schaufenster stehen. Schließlich war ja bald Weihnachten. Na, und da mußten

sie sich doch überlegen, was sie sich zum Weihnachtsfest wünschen sollten. Herbert stand mit eiserner Sturheit vor Läden mit technischem Spielzeug still. Rollende Tanks, stürzende Stukas und alles, was an Neuem ausgestellt war, fanden seinen begeisterten Beifall. Guntram dagegen blieb mit Vorliebe vor Büchereien stehen. Er war nun einmal ein Bücherwurm.

Wieder standen sie beide vor einem Buchladen, und Guntram zeigte dem Freunde gerade ein neuerschienenes Buch, da trat aus der Tür des Ladens ein Junge in Uniform. Er machte einen sehr guten Eindruck und sah regelrecht jähig aus. Die beiden Freunde sahen ihn verwundert nach. „Was ist denn das für einer?“ fragte Herbert, und Guntram zwinkte nur mit den Schultern. Er wußte es auch nicht. „Er hatte doch HJ-Uniform an“, meinte er schließlich. Aber Herbert sagte: „Das stimmt schon, aber sie war doch anders als unsere.“ Da hatte Herbert einen guten Einfall. „Weißt du was?“ fragte er und gab sofort selbst die Antwort: „Wie gehen schnell hin und fragen ihn. Das ist doch das einfachste.“

So eilten sie dem Uniformierten nach. An der zweiten Straßenecke holten sie ihn ein. Herbert sprach ihn an. Der Junge war gar nicht weiter verwundert darüber. Das käme öfter vor, sagte er. Es stimmte schon, daß er HJ-Uniform trage, er sei auch Mitglied einer HJ-Kameradschaft. „Und warum trägt ihr da andere Uniform?“ fragte Guntram. Der Junge lachte: „Du fragst, als seien wir völlig anders uniformiert. Wenn du einmal vergleichst, dann wirst du feststellen, daß nur kleine Dinge, wie Äpfel-Klappen und Mützenband, anders sind. Die Uniform, die ich trage, ist die Uniform der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten, kurz NPEAs genannt. Davon habt ihr doch sicher schon gehört?“ Das mußten die beiden Freunde zugeben. Ja, davon hatten sie schon gehört. Sie wußten, daß auf die NPEAs nur echte und pfundige Kerle kamen. „Erläutere uns doch bitte von eurer Schule und euren Lehrern“, bat sie den Kameraden. „Ich wäre es gern“, sagte der, „aber leider habe ich es gerade heute wahr-



Guntram Müller ist zwölf Jahre alt und ist demnach schon einer der Hauptdarsteller



Der Schauspieler Volter von Collande
süßte sich unter den freischen Jungen wohl

sinnig eilig. Da geht es beim besten Willen nicht. Aber wisst ihr was? Da fällt mir gerade ein, daß ja in den nächsten Tagen ein Film herauskommt, der in einer unserer Nationalpolitischen Erziehungsanstalten aufgenommen worden ist. Seht euch doch den an. Da werdet ihr alles sehen, was ihr wissen möchtet. Ich muß zum Dienst. Heil Hitler, Kameraden!"

"Heil Hitler!" grüßten Guntram und Herbert zurück und sahen dem Davoneilenden nach. "Der hat's aber eilig", meinte Herbert und lachte, "wahrscheinlich hat er seine Schularbeiten noch nicht gemacht."

Guntram schien gar nicht hingehört zu haben. "Mensch", sagte er, "stelle dir einmal vor: einen richtigen Spielfilm mit allem Klimbim und Tamtam herum haben sie mit den Kameraden gedreht, und den sehen nun alle Menschen in Deutschland. Die Jungen haben ein Glück, da kann man ja neidisch werden." Herbert knurrte nur zurück: "Dun pläse man nicht gleich. Die haben es sicher auch verdient, daß sie einmal im Film groß herausgestellt werden. Auf jeden Fall müssen wir uns den Film ansehen." Dem stimmte auch Guntram zu. Dann bummelten die beiden Freunde weiter die Straße hinunter.

Und ihr möchtet nun gern wissen, was es mit dem Film über die NPEAs auf sich hat. Das soll euch schnell und kurz erzählt werden. Der Film wurde zum größten Teil in der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt Dranienstein bei Diez an der Lahn gedreht. Er heißt "Kopf hoch, Johannes!" Bei diesem Film wirken Schauspieler und Schüler mit. Einer der jungen Schauspieler, der zwölfjährige Gunnar Möller, war von der NPEA, so begeistert, daß er sich als Anwärter dafür angemeldet hat.



Beischwimmen der Jungmannen

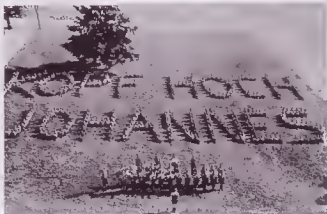


Ein Jungmann der NPEA, Dranienstein

Wovon der Film handelt? Alles wollen wir euch doch nicht erzählen. Nur sollt ihr noch folgendes wissen. Er handelt von zwei Jungen, Johannes, dem Sohn eines Rittergutsbesizers, und Panse, einem Jungen vom Gute. Beide finden trotz vieler Widersätze als echte Kameraden zueinander. Wenn auch Johannes aus falschverstandener Kameradschaft beinahe den Tod Panse verschuldet hat, so ist er zuletzt doch wieder der Lebensretter seines Kameraden. Wegen des großen Verstoßes soll er von der Schule entfernt werden. Die Kameraden aber stehen zu ihm, und so versuchen die Erzieher es noch einmal mit dem Jungen, zumal er durch seinen Krankenbesuch bei Panse diesem zum genesenden Schlaf verhalf. Bei einem Mäandrer der Anstalt beweist Johannes, daß er ein ganzer Kerl ist.

Das wäre in kurzen Worten der Inhalt des Filmes. In Bild und Ton erlebt ihr die echte Kameradschaft der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten, bekommt einen Einblick in ihre Arbeit und werdet sicher, so wie ich, die Jungen um ihr Leben und Treiben beneiden.

Peter Osten.



Die Kameradschaft steht zu Johannes

Die großen Seeschlachten

I.

Nord-See, 11. Juni 1666.

Es ist das zweite Jahr des Krieges, den die Generalstaaten der Vereinigten Niederlande gegen England führen müssen. Es geht um einige ganz einfache Dinge, die jedem Seemann einleuchten. England hat 1651 verboten, Waren auf anderen Schiffen als auf denjenigen des Landes, das die Waren selbst hervorbrachte, nach England zu bringen. Das heißt mit anderen Worten, daß die holländische Frachtfloß zu Ende sein solle. Wenn dieser Grundlag sich durchzieht, ist der größte Teil der holländischen Handelsflotte vollkommen wertlos.

Das freiste Stück aber ist seine Forderung, jedes fremde Schiff müsse „in den englischen Gewässern“ — man weiß, wie dehnbar dieser Ausdruck ist! — jedes englische Schiff durch Streichen von Flagge und Segel grüßen. So sollen die Böller der Welt Englands Herrschaft auf dem Meer anerkennen. Schon einmal, 1652 bis 1654, waren die niederländische und die englische Seemacht über diese unerhörten Annahmen der Engländer zusammengefloßen.

Jetzt fand man wieder im Kampf, und es hatte böse genug angefallen. Klein fünf selbständige Admiralitäten gab es in den Niederlanden. Mit Mühe war eine einheitliche Flottenführung zustande gekommen. Um so größer war der Jubel, als unter dem Generaladmiral Wassenaar-Obdam die große niederländische Flotte in See ging, mit bronzenen Geschützen statt der früheren eisernen, mit guter Bezahlung der Seeleute. In der Flotte waren allein 20 große Fahrzeuge, die die Ostindische Kompanie geliefert hatte.

Und doch hatte man Unglück gehabt. Dem befehlshabenden Oberbefehlshaber mißtrauten seine Unterführer. Als man bei Rommestoff auf die britische Flotte geschossen war, waren die sieben niederländischen Geschwader durch die Eifersucht ihrer Unterbefehlshaber in Unordnung geraten. Die Breitseitenlinie der Engländer hatte sich richtig entwickelt. Schließlich waren die Engländer gar durchgedrungen. Und als Wassenaar Admiral war, in die Luft flog, suchten die holländischen Geschwader das Weite. 16 Schiffe waren verloren, neun noch Feind genommen.

Diese Schmach mußte ausgewetzt werden. Der große Staatsmann Jan de Wit kostete die Admiralitäten zu höchsten Anstrengung auf, die Ostindische Kompanie gab 1.200.000 Gulden in einer einzigen Sitzung ihre geschäftsführenden Rotes für die Flotte. Wer in den Holländern nur die begabigen Kaufleute sah, war überzeugt von dem tüchtigen Eifer, mit dem sie ihren Flottenbau betrieben.

Im Frühjahr 1666 lief eine neue Flotte aus den holländischen Häfen aus: 72 große Orlogschiffe, zwölf schnellsegelnde Freegatten, dazu eine Menge kleiner Kampfschiffe. An der Spitze standen die besten Seemannner des Landes: Admiralleutnant de Ruyter für Holland, Cornelis Everaert für Zeeland und Tjerk Hiddes de Vries für Friesland. Die meisten der großen Orlogschiffe hatten zwei, manche sogar drei Decks mit Geschützen übereinander. In jeder Siegeszuversicht luden sie den Kampf mit den Engländern.

Helles Sommerlächeln, blauer Himmel, leuchtende Klarheit bei einer frühen, fröhlichen Fahrt liegen über der See, als am 11. Juni 1666 die große niederländische Flotte die gleich große englische Flotte unter Admiral Mont auf der Höhe von Nord-See landete. Beide Flotten gehen in Schachlinie, setzen auseinander, wobei der Wind anfangs den Holländern zu Hilfe kommt. Beide prallt sich die Linie der beiden Flotten von der englischen zur holländischen Seite hinüber. Es geht in der Tat um die Öffnung des Kanals. Gelingen die Engländer, so ist der Kanal jederzeit den Seelandvölkern verschließbar, liegen die Holländer, so ist der Weg zum Atlantischen Ozean offen. Die Schiffe rücken einander näher. Jenseits fahren die glühenden Kanonenkugeln aus den Geschützen, sehen in die Segel, schlagen auf die feindlichen Schiffe, wo die Mannschuft immer wieder mit nassen Säden und Eimern laufen muß, um die Brände zu löschen. Immer näher arbeiten sich die Schiffe aneinander heran. Darüber ist es Nacht geworden, aber der Flammenschein der bereits in Brand geschossenen Schiffe erhellte die Nacht. Am Morgen lief auf einmal der niederländische Admiralleutnant de Ruyter zu einem jener überaus schnellen Vorläufer, die ihn in der Seegefecht so berüchtigt machten. Aus allen Rohren feuerte, brach er in die feindliche Schachlinie ein, fuhr tollkühn an englische Schiffe heran, legt ihnen die Breitseitenladung in die Wanken, rollt die englische Linie auf. 28 Schiffe nur kann der britische Admiral Mont auf die englische Küste bringen. Es wäre

eine völlige Niederlage der Engländer geworden, wenn nicht ein drilliches Geschwader von 20 Schiffen zu Hilfe gekommen wäre. Sofort nehmen die Engländer den Kampf wieder auf — die beiden Flotten sind jetzt gleich stark. Man kämpft eine zweite Nacht und einen dritten Tag, in eine dritte Nacht, in der die Bewacher auf beiden Seiten an der Küste stehen und die grauenhaften Brandfackeln der verbrennenden Schiffe auf der See beobachten. Am vierten Tage ist die See wirklich von Blut rot. Eine Anzahl der vernichteten Schiffe qualmt in schwarzen Flammen. Andere sind gesunken oder treiben als Wracks. Aber den Engländern kommt doch zuzute, daß die 20 neuen Schiffe ungezählt und frisch sind. Auf beiden Seiten liegen die Decks voll Vermundeter und Sterbender, hängen die Segel mindestens an einem oder zwei Masten jeden Schiffes in wirren Streifen herunter. Es ist die Stunde, in der beide Gegner auf den Tod erschöpft sind. In einem solchen Augenblick liegt, wer die größere Kraft der Seele hat. Man sagt, die Ruyter habe mehrere Schiffsjungen auf den Mast geschickt. Immer sei der Junge von den englischen Rügeln weggeschleudert worden. Erst dem dritten ist es gelungen, die Blutlähne zu sehen, das Signal zum allgemeinen Angriff. Es wurde die große Stunde der niederländischen Seemacht. Nicht nur die großen, stolzen Schiffe, die noch einen Teil ihrer Segel haben, rauschen zum letzten Angriff heran, selbst die armen, zusammengeschossenen, die Ratlosigkeit gehabt haben, versuchen im allgemeinen Angriff noch mitzutreiben. Der große Durchbruch mit der letzten Kraft von Mann und Segel führt mitten hinein in die englische Flotte. Noch feuern die Engländer. Aber nun werden gerade ihre letzten kampfabhängigen Schiffe von beiden Seiten von den durchgedrungenen Holländern gefaßt, bestormen die Breitseitenladungen in die Decks, verlieren Toteloge und Steuer, treiben hilflos. Da — gelinder Jubel auf dem Flaggschiff der Ruyter. „De Zeven Provinciën“: Der erste Engländer streicht die Flagge!

Wäre nicht der dicke Nebel des Kanals gekommen, so hätte Admiral Mont sein Schiff aus der Niederlage hinausgebracht. So entgingen gependlich seine Trümmer dem Angriff.

Wäre nur die Staatsführung der Niederlande zu allen Zeiten so einschliefen und täten wie ihre Seemannner gefahren, aber was das Einzelteil erwarb, überdauerte die Feder. Man verlor an den Siegen der Flotte nichts zu machen, man kaufte mit Geld und Schiffen, man suchte den Frieden, damit der Handel wieder in Gang kommen sollte, man warb schließlich um Englands Freundschaft, bis man nicht mehr stark genug war, England gleichberechtigt die Stirn zu bieten.

II.

Tsushima, 27. Mai 1905.

Seit Wochen ist Japan in innerer Spannung.

Am 12. Oktober 1904 hatte der Jar seine Differenz mit den Udu auslaufen lassen. Admiral Koshidzschewski, der die russische Flotte befehligte, mußte auf den gesamten Kohlenmarkt auf Transportern mitgehen, denn kein Staat konnte so vieler kriegsführenden Flotte nach dem Völlerkrieg die Einnahme von Kohlen in seinen Häfen erlauben. Die vielen Transporter hemmten den Anmarsch der russischen Flotte. Die russische Flotte hatte eine Feuerkraft, die den Japanern gewachsen war. Gelang es ihr, nach Wladimiroff durchzubrechen, so konnte sie von dort die japanischen Unternehmungen leicht stören. Sie konnte leicht östlich von Japan aufsteigen und der Hauptstadt Tokio einen unerwünschten Besuch abstatten, konnte auch weit auf den Stillen Ozean hinausfahren und nördlich von Japan herum nach Wladimiroff durchbrechen.

Keiner der beiden Gegner wußte, wo der Feind war und was er beabsichtigte.

In jener spannungsreichen Zeit soll es geschehen sein, daß der kluge und feinsinnige Kaiserin von Japan, der Gemahlin der großen Kaisers Meiji, ein Weist eines der großen japanischen Seehelden der alten Zeit im Traum erschien und zu ihr sprach: „Wenn die Schiffe im Hafen die Anker schenken, sollen sie draußen auf dem Meer wachen: Nacht wird von Feindrot geschlagen.“

Admiral Togo nahm dieses Hellgeflüst für eine glückliche Besehung des Sieges.

Nach in Rußland erzählte man damals die Geschichte einer Wettererscheinung. Nikolai II. sei im Winterpalast, wo in einer Halle die Bilder der großen Sagen hingen, auf und ab gegangen. Da habe das Bild Peters des Großen, der einst Rußland den Weg zum offenen Meer im Meinen, zur Ostsee, aufgezeigt hatte, plötzlich zu sprechen angefangen: „Nikolajtsa, Nikolajtsa! Ich

habe ein Fensterchen nach Westen aufgemacht und du machst jetzt eins nach Osten auf. Paß auf, das gibt Zugwind — der weht uns alle beide 'raus!'

Nel zu groß war die Zahl berer in Rusland, die über die böse Geschichte lachten und die Niederlage wünschten, damit die Revolution kommen und das Zarenrum davonlegen könne.

Admiral Togo, der japanische Flottenführer, rechnete richtig, daß, wenn er nur die Position der Flotte geheimhielt, die Russen ersonnen würden, auf dem kürzesten Weg durch die Straße von Korea nach Wladiwostok zu fahren. Er zog die japanische Flotte hier zusammen. Tokio und sein Häfen Yokohama waren damit geschützt. Er setzte alles auf eine Karte und befehlt recht. Am 27. Mai, morgens 5 Uhr, bekam er von einem Wachschiff die drahllose Nachricht: „Das feindliche Geschwader ist bei Punkt 203 gesichtet worden. Anscheinend feuert der Feind einen Kurs nach der östlichen Durchfahrt!“ Also auf die Koreastraße! Gegen 10 Uhr früh tonen das japanische Kreuzergeschwader mit den Russen in Gefechtsberührung, vorsichtig vor ihnen ausweichend. Die russische Flotte kam in zwei großen Kettlinien angedampft. Die Russen führen vergleichsweise langsam, weil sie auf ihre Transporter Rücksicht nehmen mußten. Um 2 Uhr nachmittags, auf der Höhe der Inseln Tsushima und Otsushima gab Admiral Togo sein berühmtes Signal: „Von dieser Schlacht hängt die Ehre des Reiches ab. Der Tag verlangt die Tapferkeit und Energie jedes Offiziers und jedes Mannes in der Flotte.“

Admiral Togo wandte eine Schlachtförderung an, die man „Das L-Kreuzen“ nennt: Seine Schiffe jagten in Kettlinie an, die russische Schiffe vorüber, immer eines nach dem anderen, so daß zuerst die vordersten beiden russischen Schiffe, dann die nächsten beiden den vollen Breitseitenhagel der japanischen Artillerie bekamen. Zugleich packte das japanische Kreuzergeschwader die Russen vom Rücken. Man kann nicht sagen, daß die Russen sich leicht schlugen. Einzelne ihrer Schlachtschiffe, auch manche Kreuzer, lodhten in Flammen gehüllt, tapfer weiter. 7.20 Uhr abends gab Togo seinen Befehl, sich zu sammeln. Die meisten russischen Schiffe waren gesunken oder schwer beschädigt, die japanischen Verluste im Vergleich dazu klein. In der Nacht fielen nun die japanischen Torpedoboote und Zerstörer die schwer zusammengebrochene russische Flotte an. Mit einer Tapferkeit, die fast ungläublich ist, jagten die japanischen Torpedoboote dicht neben die immer noch feuernden russischen Kolosse, so nahe, daß diese nicht mehr auf sie schießen konnten. Sie richteten einen furchtbaren Schaden an. Am Morgen des 28. Mai begann Togo mit der ganzen Stärke seiner Flotte den Vernichtungskampf. Noch immer lodhten die Trümmer des russischen Geschwaders. Erst um 10.30 Uhr zeigte Komteradmiral Nebogatow die Kapitulation der letzten vier von ihm befehligten Schiffe an. Aber immer noch lodhten einzelne russische Schiffe weiter. Erst am Nachmittag wollten die Japaner den Zerstörer „Medowoi“ zum Aufheben der weißen Flagge zwingen, auf dem der Admiral die Selbsttötungstafel seine Flagge gehißt hatte; auch der Admiral war verwundet. Von den 38 russischen Schiffen waren 23 in der Schlacht gesunken, sieben erobert, sechs kleine wurden in Schanghaï interniert. Nur zwei Torpedoboote brachten nach Wladiwostok durch. Der japanische Sieg war glänzend, ein einzig dastehender Seesieg, der eine fast gleichwertige Flotte, errungen durch die bessere japanische Führung und die bessere Moral der japanischen Flotte. Die Russen taten ihre Pflicht, manche der Schiffe sogar in der letzten Not mehr als ihre Pflicht. Die Japaner aber kämpften mit glühender Hingabe für den Sieg. Ihrer ungedrohen inneren Haltung und ihrem Siegeswillen verdankten sie diesen Erfolg.

III.

Stagerorf, 31. Mai 1916.

Seit dem 23. Mai 1916 lagen deutsche U-Boote auf Posten dicht vor der englischen Küste. Aber die „Große Flotte“ magte sich nicht heraus, zog ihre Blockadelinie noch weiter zurück. Da entschloß sich die deutsche Flottenleitung, durch einen Vorstoß nach Norden den Feind herauszuloden. Am frühen Morgen des 31. Mai hatte die deutsche Flotte die offene See westlich der Årumbank erreicht.

Zur gleichen Zeit aber war die englische Flotte gleichfalls aufgelaufen. Ihre letzten Streikräfte unter Admiral Beatty hatten 80 Gemeinen südöstlich der Schlachtflotte. Da gerieten die deutschen Schlachtkreuzer unter Viceadmiral Hipper in Kampfberührung mit den Engländern. Es entwickelte sich ein heftiges Kreuzergefecht, bei dem die deutschen Kreuzer gestopft in lauten Schrei die sich sich entwickelnden Engländer auf das eigene Gros zogen. So begann die Schlacht mit einem Kreuzerkampf, bei dem auf deutscher Seite „Süßow“, „Derfflinger“, „Seydlitz“ und „Von der Tann“ gegen „Blon“, „Prince of Wales“, „Queen Mary“, „Tiger“, „New Zealand“ und „Indefatigable“ lodhten. Fünf kleine Kreuzer und drei Zerstörerflottillen begleiteten die

deutschen, zwölf kleine Kreuzer und 16 Zerstörer die britischen Schlachtkreuzer. „Indefatigable“ bekam einen schweren Treffer hinter dem achteren Geschützturm, hatte eine Munitionsexplosion, mußte ausweichen und kenterte, in schwarze Rauchwolken gehüllt. Da griffen die fünfzehn Schiffe der Britenflotte, die großen Schlachtschiffe „Maritime“, „Barham“, „Buliant“ und „Malaga“ ein. Ihr überlegenes Feuer wurde für die deutschen Schlachtkreuzer sehr lässbar. Deutsche Zerstörer drangen vor, um die Schlachtkreuzer zu entlasten. In dem heftigen Ringen, von Torpedos und dem Salvenfeuer von „Seydlitz“ getroffen, stieg der britische Schlachtkreuzer „Queen Mary“ in die Luft. Im gleichen Augenblick erschienen die deutschen Schlachtschiffe auf dem Kampflap, den bedrängten Kreuzern zu Hilfe. Admiral Beatty, überrollt, der ganzen deutschen Flotte gegenüberzustehen, schwenkte auf nördlichen Kurs und entzog sich der deutschen Verfolgung, ging dann langsam auf Nordnordostkurs, überflügelte die deutsche Spitze und begann wieder das Kreuzergefecht. Um 19.15 nachmittags fiel auf „Süßow“, wohl durch ein englisches Torpedo, die Panikulation aus. Die kleinen Kreuzer „Frankfurt“, „Miesbaden“, „Elbing“, „Villau“, eben noch im Gefecht mit den englischen kleinen Kreuzern, sehen sich einmal schweren feindlichen Schlachtschiffen gegenüber, in deren Feuer „Miesbaden“ liegenbleibt.

Das englische Hauptgeschwader, 18 Großkampfschiffe, begleitet von acht kleinen Kreuzern und drei Flottillen, braut heran und stößt vor. Auf das Braut der „Miesbaden“ stürzen sich die englischen Kreuzer „Morrior“ und „Defence“. Da ist auch die deutsche Hauptkampflinie heran, überschneidet die beiden Schiffe mit ihrem Feuer, so daß „Morrior“ manövrierunfähig wird, „Defence“ verlinkt. An einem Feuerort ohne Beispiel ringen die beiden Flotten gegeneinander. Auf deutscher Seite lodht „Süßow“, start zusammengebrochen, vorn ab, „Derfflinger“ und das Flaggschiff „König“ werden mehrfach getroffen. Auf englischer Seite stieg „Inverclyde“ in die Luft. Als der britische Brand auf die deutsche durchdringt, zu werden begann, warf Admiral Scher die Flotte nach Südwest auf Beatty's herzu. Dabei blieb „Süßow“ im Feuer liegen. Einen Augenblick schien es, als werde die Führung des Kampfes der deutschen Flotte entzogen, als werde sie von den Engländern umstoßen. Da warf Admiral Scher um 19.55 Uhr die Linie mit einer abermaligen Kehrtwendung nach Osten herum, und gleichzeitig bekamen die Flottillen den Befehl zum Angriff, die Schlachtkreuzer das Signal: „Ran an den Feind unter vollem Einsatz!“

In einem unbeschreiblich erbitterten Kampf, in Schwaden von Qualm und Feuer, unter dem Hagel der schweren feindlichen Artillerie brechen die letzten deutschen Streikkräfte durch — und finden die schwere britische Schlachtflotte nicht mehr. Vor der Gefahr dieses Torpedoangriffes hatte Jellicoe abgesehen; der gefährlich scheinende eiserne Ring der Engländer hat sich gelöst. Die Fühlung der beiden Flotten riß ab, so unheimlich erschien den Engländern die Möglichkeit eines Radikalschlages.

Dabei waren die beiden Flotten auf dem Rückmarsch bei der unsicheren Weiterlage einander sehr nahe. Um 23.30 Uhr stoßen hier wieder deutsche kleine Kreuzer auf englische Kreuzer, dessen zwei von ihnen zu. Nach Witternacht gerät das erste deutsche Geschwader mitten in englische Zerstörerdröbne. Hier entleert ein sehr blutiges Gefecht, bei dem der englische Panzerkreuzer „Blad Prince“ zusammengebrochen und mehrere britische Zerstörer vernichtet wurden. Auf deutscher Seite sollen die kleinen Kreuzer „Koslow“ und „Elbing“ aus. Um 2.55 Uhr, fast durch einen Zufall, gelang es englischen Zerstörern, einen Torpedo gegen das deutsche Schlachtschiff „Bismarck“ anzubringen, das in einer Riesenflamme in die Luft stieg. Auch die schwer zusammengebrochene „Süßow“ muß, da sie sich nicht weiterziehen ließ, geprenzt werden.

Die große britische Schlachtflotte, gänzlich auseinandergeraten, magte keinen Angriff mehr. Im Ergebnis waren die englischen Verluste viel größer als die deutschen. Über 6000 Engländer, aber nur 2535 Deutsche hatten den Seemannsstand in dieser Schlacht gefunden. 117.750 Tonnen hatten die Engländer verloren, die Deutschen dagegen nur 60.730 Tonnen. 37 englische Großkampfschiffe hatten gegen nur 21 deutsche gestampft, und doch hatten die Engländer zwei Großkampfschiffe und zwei ältere Vorkriegsschiffe mehr verloren als die Deutschen. Mit Recht fahrt das deutsche Volk den Tag von Stagerorf als einen der herrlichsten Siege seiner Geschichte. Er ist der Beweis dafür, daß unter Volk die hohen seemannischen und soldatischen Fähigkeiten hat, um selbst England die Herrschaft auf dem Ocean freitrag zu machen. Denn „wie wäre der Ausgang gewesen, wenn die Deutschen die gleiche Zahl und Bewandung gehabt hätten?“ fragte damals mit Recht eine neutrale Zeitung. Prof. Dr. v. Leers.



Zwei „Neue“ treffen ein



Hier soll jetzt für zwei Jahre ihre Heimat sein. Eifrig wird ausgepackt

Besuch bei Ursula

„Na, das ist aber eine Überraschung!“ rief Ursula schon von weitem. Sie kam atemlos den Gartenweg entlanggerannt. Mit der einen Hand zerete sie ihr verrutschtes Kopftuch vollends herunter, die andere streckte sie den Eltern entgegen. „Herrlich!“ rief sie und fiel dem Vater um den Hals. „Hast du so plötzlich Urlaub bekommen?“

„Ja“, nickte der lächelnd. „Da haben Mutter und ich beschlossen, einmal selbst nachzusehen, was unsere Älteste treibt.“

Seit ein paar Monaten schon war Ursula Schülerin auf dem Reichseminar der NSD für Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen. Mitten im Steinatal am Rande des Knüllgebirges liegt das schöne Haus, in dem sechzig Schülerinnen die zweijährige Ausbildung durchmachen. „Denk nur, wir haben hier auch eine ganze Anzahl von volksdeutschen Mädchen“, erzählte Ursula beim Gang ins Haus den Eltern. „Ein paar Mädels kommen aus Nord- und Südamerika, und ein paar stammen aus unseren alten deutschen Kolonien in Südwest- und Ostafrika. Eine feine Kameradschaft halten wir untereinander. Das ist doch selbstverständlich, wenn man so gleiche Ziele hat wie wir.“

Von der Leiterin des Seminars hatte Ursula die Erlaubnis erhalten, ihre Eltern überall herumführen zu dürfen. Voller Stolz zeigte das Mädchen die schönen, lichten Schlaf- und Wohnräume der Schülerinnen. Überall standen die Fenster weit offen, und leise bauchten sich die leichten Vorhänge im Winde. Über grüne Waldhänge hin ging der Blick. Die Möbel waren in hellen Farben gehalten. Nirgendwo fehlte ein Kreuz oder eine Vase mit bunten Sommerblumen. „Hier kann man es schon zwei Jahre lang aushalten“, sagte Ursula zufrieden. „Aber nun will ich euch unsere Arbeitsräume zeigen.“

Durch die offenstehenden Gartentüren eines großen Raumes kam das taktmäßige Geräusch von kloppenden Stäben. „Das ist unser Gymnastiksaal, da macht eine Gruppe gerade Stübungen.“

Ursula erzählte dann weiter, daß selbstverständlich jeden Tag Sport getrieben wird. „Wir machen Gymnastik aller Art, wie zum Beispiel Spiele mit dem Medizinball, dann Kriechübungen, Stützübungen. Vor allem üben wir im Freien allerlei



Waffage-Unterricht steht heute auf dem Stundenplan

Bewegungsspiele. Natürlich machen wir auch Volks Tänze. Ihr solltet einmal sehen, wie hübsch das auf dem grünen Rasenplatz aussieht.

Auf die Erziehung zur Gesundheitsführung wird hier im Seminar natürlich größter Wert gelegt. Nicht allein, daß wir alle sportlich gut durchgebildet werden. Wir lernen auch allerhand andere wichtige Dinge dabei." Ursula öffnet eine Tür. Auch hier ist wieder ein großer, heller Raum. In weißen Kitteln sitzt eine Mädelsgruppe da, die Unterricht in der Massage bekommt. Jede Schülerin übt praktisch die notwendigen Handgriffe. „Schaut mal dort, das sind die Modelle für den Anatomie-Unterricht“, zeigt Ursula in eine Zimmerecke. Mehrere Nachbildungen menschlicher Körper stehen da.

„Hier ist noch was für die Körperpflege“, geht Ursula mit den Eltern zum nächsten Raum. Allerlei Brausen, Duschsen und Wannen finden sich hier.

Auch die übrigen Lehrräume sind auf das zweckmäßigste und schönste eingerichtet. In der Lehrküche für Kleinkinderkost blickt es vor Sauberkeit. „Natürlich haben wir alle auch „praktische Hausarbeit“ als Dienst vorgesehen. Wir arbeiten abwechselnd in Gruppen im Haus, im Garten oder auf dem Feld.“

Vierzig Morgen Land gehören zum Reichseminar. Die werden von den Schülerinnen bestellt. „Es ist vielen von uns zuerst nicht ganz leicht geworden, die Feldarbeit zu verrichten“, gesteht Ursula. „Die meisten von uns kommen ja aus der Stadt, und so war uns diese Feldarbeit etwas gänzlich Ungeohntes. Man spürt schon seinen Rücken und seine Arme, wenn man tagsüber tüchtig zugewacht hat. Aber wir sollen ja gerade selbst empfinden, was es für eine Bäuerin bedeutet, tagsüber auf dem Felde gearbeitet zu haben und dann noch die eigenen Kinder versorgen zu müssen.

Wir alle sollen später einmal einen Landkindergarten übernehmen. Da ist es außerordentlich wichtig für uns, daß wir in jeder Weise darauf vorbereitet sind. Wir könnten der Bäuerin ja gar nicht mit unserem Rat zur Seite stehen, wenn wir nicht aus eigener Anschauung das Landleben kennengelernt haben. Es ist ja nicht damit getan, daß wir die Kinder in unserem Kindergarten betreuen. Auch wenn wir sie des Abend wieder abgeben, müssen wir sie noch gewissermaßen in unserer Obhut haben. Wir müssen uns mit den Eltern über eine gesunde Ernährung ihrer Kinder unterhalten. Wir müssen ihnen Ratsschläge über geeignete Kleidung und Pflege der Kinder geben. Das alles kann man natürlich nicht vom „grünen Tisch“ aus machen.“

Langsam geht Ursula mit den Eltern durch die Felder. Hier und da arbeiten Gruppen von Mädchen. „Wie nett und



Des Reichs-Kindereheims hat ein schönes Schwimmbad. Die Schülerinnen des Reichseminars trocknen die Kleinen ebenfalls ab

Im großen Gymnastik-Raum des Reichseminars. Stäbchenübungen im Anleiten

frisch die Mädchen alle aussehen“, freut sich Ursulas Mutter. „Ihr seid doch sicher alle mächtig gern hier?“

Ursula nickt begeistert. „Die Ausbildung ist auch so gar nicht trocken. Alles hat engste Bindung zum wirklichen Leben. Im ersten Ausbildungsjahr arbeiten wir unter anderem als Helferin in einem der sieben Reichs-Kindergärten, die rings um das Reichseminar liegen. Im zweiten Jahr der Ausbildung wird dann ein Praktikum von drei Monaten in einem großen Reichs-Kindergarten oder einem Reichs-Kindereheim durchgemacht. Das letzte Halbjahr der Ausbildung bringt die wissensmäßige „Unterrichtung“ alles dessen, was wir in der Praxis kennengelernt haben.“

„Mir scheint“, zwinkert der Vater seiner Altesten zu, „daß ihr Mädchen hier nicht nur zu ausgezeichneten Kindergärtnerinnen, sondern auch zu ebenso guten Hausfrauen und Müttern erzogen werdet. Die Ausbildung ist so vielseitig und gründlich, daß ihr für euer ganzes Leben was davon habt.“

„Man ja, man muß auf alles vorbereitet sein!“ lacht Ursula.

Aufgebrochen zu ihrer Zeit . . .

Überall in der Welt

haben Deutsche geschwiegt,

geschwiegt und geschuftet für andere, für fremdes Geld,
von fremden Sonnen verbrannt, gebört und erbt,
geschwiegt und geschuftet, und dann doch immer alles verloren,
weil sie Dug der Kultur, weil sie gläubige Toren:
immer zu fleißig, zu sparsam, zu unermüdlich,
zu aufständig und sauber und allzu friedlich.

Überall in der Welt

sind Deutsche begraben,

begraben auf weitem und flachem Feld,
da, wo sie eben den letzten Schuß geschossen haben,
begraben auf feierlichen Bergen,
befeugt und ausgerichtet in steinernen Särgen,
rotensbunt, vogelumsungen und bedenumbezt,
liebvolll von ihrem ganzen Volk gepflegt.

Aber überall in der ganzen Welt

wird heute von Deutschland, von Deutschland gesprochen,
leise, heimlich und flüsternd, aber auch laut, daß es geht:
die Deutschen sind zu ihrer Zeit aufgebrochen!

Aufgebrochen zum Marsch über Stock und Stein,
aufgebrochen in tausend unendlichen Reih'n,
aufgebrochen in die neue, die ihrige Zeit,
aufgebrochen zum Marsch in die Ewigkeit!

Überall in der weiten, der wirren und wüsten Welt,
wo Deutsche geschwiegt und geschuftet, gestorben, begraben:
schmilzt die Kette, hebt sich der Deckel, der sie gefangen hält,
„fliegen heut' Adler und Krähen nicht mehr die Raben.

Überall da in der Welt,

wo ein Deutscher fällt
oder stirbt am Krieg,
fällt er im Sieg!

Ulrich Sander.

Deutscher Junge

Aus deinem Lachen reißt das Ja des Lebens,
dich, deutscher Junge, hält kein Zaudern an,
und nimmer fürust du in die Welt vergebens.
In dir jauchzt helle Kraft, die will und kann.

Du hörst die goldenen Märchenbrunnen rauschen,
verspürst vom Leben laun den wilden Wind
und neigst dich kindergläubig. Frommes Lauschen
veratmet die Wander, die im Werden sind.

Es webt die Fadel deiner blonden Haare.
Sie leuchten wie die Reime erster Saad.
Dein Blick ist Flamme und dein Wort Janfare.
Das Fähelein flattert dir voran zur Tat.

Du packst die Zukunft mit den jungen Händen
wie einen Fahnenstach in Sturm und Streit.
Was du beginnst, wirfst du gewiß vollenden,
und ist der Weg zum Ziel auch schwer und weit.

Fritz Michel.

Weißt du noch . . . ?

Weißt du noch, wie es war, Kamerad?
Tönende Worte, Hunger und Hasen,
Grauen, von Heße trachtige Saad,
Hohn, Leid und Lüge, kämpfende Klassen . . .

Weißt du es noch, wie dein Herz voll Not
brannte nach Arbeit, Frieden und Stille . . .,
wie du lauschtest dem fernen Gebot:
„Deutschland, erwache und werde Wille.“

Weißt du noch, wie du zweifelnd und stumm
rangst mit dir selber . . ., wie du im Ringen
abtest, ohne zu wissen, warum:
„Du . . . er . . . wie a l l e werden es zwingen!“

Weißt du noch, wie der Glaube dich trug,
volksthaft hinter der Fahne zu schreien,
wie du entflammtest im Steenflug,
opfernd den Weg zum Licht zu bereiten?

Tropfen warst du und wurdst ein Meer,
strömende Flut und wachsende Welle.
Heute bist du gewaltiges Heer,
treibende Kraft und ewige Quelle.

Hellig der Schwur vom Tal bis zum Fien:
Wir pflügen, hämmern, werken und raten.
Wir sind unseres Führers Faust und Hien,
Kameraden . . ., des Reiches Soldaten . . .

Fritz Michel.

Die „Schwarze Kaze“ von Schöningen

Das war schon so eine Zeit vor hundert Jahren! Das Dampfschiff war wohl schon erfunden, aber wer vertraute sich schon diesem Teufelswerk an, das qualmend dahinfuhr, ächzend, als säßen sämtliche Seelen der Unterwelt in seinem ungefügen Ruch und schrien nach Befreiung.

Da waren die bequemen „Heuertähne“, die man für Fahrten auf der Ober mietete, doch angenehme Fahrzeuge. Ober gar erst die großen Schaluppen, mit weichen Polsterfüßen unter einem Blandach, die man mit und ohne Bedienung haben konnte, wie heute die Drehrollen. Das Ziel für solche Oberfahrten war jeden Sonntag ein anderes. Hier und oft aber wurde die alte Wassermühle bei Unterschöningen aufgesucht, die „Schwarze Kaze“. Es ließ sich auch gar zu gut in den anheimelnden Räumen der alten Wassermühle, die auch eine beliebte Gastwirtschaft war. Billig waren Speisen und Getränke. Und welch herrliche Aussicht weit über das Obertal hinweg bot sich von den oberen Fenster. Nach Westen sah man den Stadlberg, der mit seinen bewaldeten Abhängen aus dem schluchtfenzertrautten Höhenrand hervortrat.

„Schwarze Kaze“? Eigenartiger Name für eine Wassermühle! Da mußte doch irgendein Geheimnis stecken. Man fragte den Wirt, fragte im Dorf diesen und jenen Alten nach dem Ursprung des so geheimnisvollen Namens. Endlich kam man auf die richtige Spur. Der älteste Einwohner des Dorfes wußte davon zu erzählen. Von Ahn zu Ahn hatte es sich überliefert. Im zwölften Jahrhundert stand auf dem Stadlberg eine umfangreiche Siedlung. Urnenscherben und ähnliche Funde haben ihr hohes Alter bestätigt. Otto von Bamberg, der Rottenmapostel, hat sie im Jahre 1124 selber aufgesucht. Uralt ist auch die Wassermühle. Eine viel besuchte Gaststätte war sie schon immer. Aber den geheimnisvollen Namen führte sie damals noch nicht.



Nur ein Stein fündet nach von der „Schwarzen Kaze“



Das alte Mühlenrad ist noch erhalten geblieben

Es war aber nicht ganz geheuer dort. Besonders in einem Zimmer sollte es „umgehen“. Die Gäste ließen sich jedoch durch den Spuk, der in den Räumen der Mühle sein Wesen treiben sollte, nicht abgelenken.

Wieder einmal ging es hoch her in der Mühle. Musik und Gesang erfreuten die Gäste. Zu vorgerückter Stunde fand sich noch ein Gast ein. Ein Bärenführer war es, fremd in der Gegend, der für sich und seinen zottigen Begleiter um ein Unterkommen für die Nacht bat. „Ja, wenn Ihr mit dem Spukzimmer vorliebnehmen wollt“, meinte der freundliche Mühlenwirt, „sonst wüßte ich keinen Platz.“ — „Ach, bleibt mir mit eurem Spuk vom Leibe“, sprach der Fremde, „das sind doch nur Weibergeschichten. Also her mit dem Zimmer.“ Sprach's und ging hinein, während der Bär, gemächlich brummend, langsam hinter ihm hertrieb.

Vom nahen Kirchturn schlug es Mitternacht. Unruhig mähte sich der Bärenführer auf seinem Lager. Plötzlich wachte er auf. Eine riesige schwarze Kaze war zum Fenster hereingegeprungen und wollte sich auf ihn stürzen. Doch sie hatte die Rechnung ohne den Bären gemacht, der zornig brummend den Störenfried hinausjagte. In der zweiten und dritten Nacht kam die Kaze wieder, bis es dem Bären endlich gelang, sie zu erwürgen.

Jahrhunderte kamen und gingen. Die alte Wassermühle überdauerte die Zeiten, bis sie vor einigen Jahren einem Brande zum Opfer fiel. Nur das alte Mühlenrad ist erhalten geblieben. Und wenige Schritte entfernt steht unter Bäumen verstreut ein verwitterter Stein mit dem verblassten Bild einer schwarzen Kaze und einer gleichfalls verblassten Inschrift, letzte Zeugen dieser alten Zeit.

In den Sommermonaten ist das nahe Wiesenufer bevölkert von Paddlern und Paddlerinnen, die hier ihre Zelte bauen und Wochenende feiern. Sie kommen von Stein mit ihren Booten und suchen hier Erholung in der schönen Natur. Sie durchstreifen die schöne Gegend, holen sich Trintwasser vom murmelnden Mühlenlauf, steigen auch wohl auf den alten Stadlberg oder besuchen das alte Mühlenrad und den verwitterten Stein mit der schwarzen Kaze. Undämmert um alte Spukgeschichten freuen sie sich der schönen Sommertage. Sie feiern ihr Wochenende bei dem beliebten Ausflugsziel einst und jetzt, bei der „Schwarzen Kaze“.



Die Anfangsbuchstaben, richtig zu einem Wort zusammengelesen, nennen euch das Heim der Soldaten

Rätsel

Vorsetzrätsel

Schau, Mund, Holt, Mann, Made, Harn, Stange, Land, Wetter, Kunde, Lade, Fulle, Sturz, Ralte.

Vor jedes Wort soll eine der nachstehenden Silben gesetzt werden, daß neue, sinngemäße Wörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen im Zusammenhang ein weihnachtliches Symbol.

a, am, bal, cor, ed, hoch, her, in, mu, na, je, tau, um, war.

Gegensätze

Vertieret, gefocht, Westen, Saat, Stute, weinen, außen, Ordnung, bringen, lechter, fentrecht, Fluß, Ausland, Tiefe, Schaden, Frage, Heide, dunkel, Berg, heiter, schaden. Von den Wörtern sollen die zu ihnen im Gegensatz stehenden Wörter gefunden werden. Die Anfangsbuchstaben der gegensätzlichen Wörter nennen im Zusammenhang einen Glückwunsch an unsere Leser.



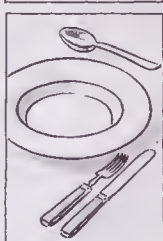
Was ist das?

Es hat's der Fisch, doch nicht der Affe,
Es ist in der Milch, doch nicht im Kaffee.
Die Irma trägt mich oorn am Kopf,
die Wshi hinten nur als Zopf.
In der Schule zuerst ihr mich lernen müßt;
acht' drauf, daß du nicht ein Strichlein vergißt!
Denn machst du das nicht, ach, herzjemine,
dann heiß ich so, wie dein kleiner „Geß“.

Was mir zu Weihnachten anzuheben,
Das kann das Bergwerk nicht entbehren.

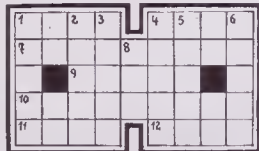
Mit dem Auto bin ich „ge“
neulich an den Bodensee.
Biel zu spät erst hab ich „er“,
daß Bauarbeit die Straße sperrt.
Weil ich's nicht wußte, muß ich drum
ein großes Stück des Weges „um“.

Unbenachbart ist sie nichtig;
erst der Nachbar macht sie wichtig.
Zehnjach steigt des Partners Kraft
nur durch ihre Nachbarschaft.



Kreuzworträtsel

Wa g e r e c h t : 1. Nachrichtenüberbringer, 4. soviel wie Unglück, 7. weibl. Vorname, 9. Ausdruck beim Billardspiel, 10. Ausgedinge, Ruheß, 11. Abewiesen, 12. soviel wie Schluss. — S e n t e c h t : 1. Ungar. Provinz, 2. Teil mancher Musikinstrumente, 3. Metall, 4. Teig, Masse, 5. Stadt im Rheinland, 6. Stadt in der Provinz Sachsen, 8. Material des Täpfers.



Auflösungen der Rätsel nun Heft 2

Bilderrätsel: Nilpferd, Orangen, Orchidee, Cöme, Elefant, Kaffee, Neger, Indianer. — Kalanien.

Wortverfleddrätsel: Nur in der eigenen Kraft ruht das Schicksal jeder Nation.

Ergänzungsrätsel: Zeit, Land, Insel, Eis, Gold, Erz, Koh. — Flieger.

Ein seltsamer Graf: Die Beiräther find falsch gesetzt. Sehe sie an die richtige Stelle, und der Graf scheint nicht mehr so lächerlich.
Silbenverfleddrätsel: Wir find vöergänglich, aber Deutschland muß leben.

Treppensrätsel: 1. a) Spanne, b) r, c) Spanner, 2. a) Osten, b) de, c) Ostende, 3. a) Bore, b) Lei, c) Borelei, 4. a) Dis, b) Kant, c) Distant, 5. a) an, b) Tenne, c) Antenne, 6. a) l, h) Rainer, c) Trainer. — Soldat, Reiter.

Die Ausnahmen in diesem Heft sind laut Schell (3), Weltbild (3), Hundspott (1), Zabin-Ricoini (6), HCB-Reichsbildarchiv (5), S. Krcow (2).



Herausgeber: Reichsleitung des NS-Verkehrsbundes, Bancauth.

Hauptkolllektoren: Reichsleiter Heinrich Hansen, Stellvertreter: Hauptkolllektoren: Heinz Gies, beide Berlin. Schriftleitung: Berlin-Tempelhof. Kolllektoren: unvollständiger Manuskript nur bei Rückpost. — Kodexdruck verboten. — Verlag: Rheinische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin W. 35. — Druck: G. W. Braun & Co., Berlin-Tempelhof. — Die Schlußzeilen des Rückp. „Hilf mit!“, „Deutsche Jugendburg“, „Deutsche Jugendburg A.“. — Kolllektoren: Reichsleitung G. W. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Wilmers. 19-23. Fernruf: Berlin 75 61 54.